



Leseprobe aus Capovilla, Behindertes Leben in der inklusiven
Gesellschaft, ISBN 978-3-7799-6412-4 © 2021 Beltz Juventa
in der Verlagsgruppe Beltz, Weinheim Basel
[http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/
gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6412-4](http://www.beltz.de/de/nc/verlagsgruppe-beltz/gesamtprogramm.html?isbn=978-3-7799-6412-4)

Inhalt

1	Einleitendes Vorwort	9
2	Das Wesen der Menschen und das Anderssein	13
2.1	Anthropologische Grundlagen	14
2.1.1	Der Mensch als Herdentier	17
2.1.2	Der ideale Mensch	19
2.2	Sozial-konstitutive Grundlagen	23
2.2.1	Die Konstitution der Rechtsordnung	23
2.2.2	Rechtsgüter des Gemeinwohls	26
2.2.3	Regulative des Eigenwohls	30
2.3	Sozial behinderte Teilhabe	36
3	Begriffe und moderne Mythen	42
3.1	Inklusion	43
3.2	Exklusion	46
3.3	Vielfalt und Gleichheit	48
3.4	Anerkennung und Chancengleichheit	52
3.5	Normalisierung	56
3.6	Selbstbestimmung und Autonomie	59
4	Das behinderte Anderssein	64
4.1	Zeitgeschichtliche Motivationslagen	64
4.2	Behinderung	71
4.2.1	Die Kategorie Behinderung	71
4.2.2	Zuschreibungspraktiken	77
4.3	Behinderte Lebenswirklichkeiten	81
4.4	Hierarchien der Körperlichkeiten	84
5	Die Grenzen der Behinderung	87
5.1	Macht, Freiheit und Gewalt	87
5.2	Die Legitimität der partikulären Intervention	93
5.3	Behindernde und enthindernde Interventionssysteme	97
5.3.1	Vom Nutzlosen zum Nützlichen	98
5.3.2	Vom Hilflosen zum Nützlichen	102
5.4	Zeitgemäße Grenzsicherung	105
5.4.1	Die professionelle Aristokratie	106
5.4.2	Habituelle Interventionslogiken	110
5.4.3	Die diagnostische Konstruktion von Behinderung	115
5.4.4	Eigenarten kultivieren und ertragen	118

6	Bildungsbehinderungen	123
6.1	Strukturelle Lernarrangements und Behinderung	124
6.2	Die Produktion von Bildung	128
6.2.1	Das kompetenzorientierte Bildungsideal	129
6.2.2	Methodik und Zugänglichkeit von Unterricht	134
6.2.3	Allgemeine und behinderungsspezifische Bildungsinhalte	138
6.2.4	Individuelle Bildungsplanung	146
6.2.5	Die Kultivierung inklusionspädagogischer Expertise	152
6.3	Präadoleszente Sozialisation	157
6.3.1	Anderssein unter Gleichen	160
6.3.2	Soziale Teilhabe am Unterricht	166
6.4	Selektion und Allokation	170
6.4.1	Auslese nach Leistung	170
6.4.2	Verteilung von Chancen	174
6.5	Bildung für alle	178
7	Behinderte Erwerbsarbeit	183
7.1	Traditionelle Erwerbsarbeit	187
7.1.1	Behinderte Aneignung beruflicher Rollen	188
7.1.2	Institutionell behinderte Erwerbsarbeit	194
7.1.3	Beruflicher Aufstieg durch Erwerbsarbeit	200
7.2	Berufsbild Karriere	205
7.2.1	Die Berufung zur selbstbestimmten Karriere	207
7.2.2	Institutionell behinderte Karrieren	211
7.3	Inklusive Karrieren	215
7.3.1	Dekonstruktion behinderter Erwerbsarbeit	215
7.3.2	Behinderte Alternativen	219
8	Das behinderte Ich	224
8.1	Teilungspraktiken und dysfunktionale Selbstzuschreibungen	225
8.2	Behinderte Beziehungsmotive	229
8.2.1	Anerkennung und Wichtigkeit	230
8.2.2	Verlässlichkeit und Solidarität	233
8.2.3	Autonomie und Territorialität	236
8.3	Epilog	238
	Literatur	243

1 Einleitendes Vorwort

Nachdem endlich der Steinbruch gewählt und der ungefähre Weg vorgezeichnet wurde, nachdem auf diesem Weg ausreichend viele Quellen an Neugier und Inspiration ausgemacht wurden und auch ein Ziel erkennbar geworden ist, kann die Reise beginnen. Der Steinbruch ist die reale Welt selbst, in der wir leben, handeln und sind. Während die Erfahrungen in der realen Welt die Richtung vorgeben, markieren die Traditionen, Theorien und Gedanken anderer über die reale Welt, den Weg. Am Ende dieses Weges stehen die vorliegenden Betrachtungen über einen kleinen Teil des Steinbruchs, in dem gefärbt von Vorurteilen Einzelner und der Zeit in der die Einzelnen leben (Postman, 1988, S. 13f.), manches freigelegt, anderes übersehen und wieder anderes verkannt wurde. Dabei haben diese Betrachtungen, wie alle anderen auch, etwas wesentlich Willkürliches, da alle Denkenden an irgendeiner Stelle zu graben beginnen und an einer anderen Stelle das Graben wieder einstellen (Nietzsche, 1886/2005, § 289). Warum wurde genau an jener Stelle gegraben, warum wurde nicht weitergegraben, warum wurde der Spaten an genau dieser Stelle beiseitegelegt? Welche Schätze blieben so verborgen und werden wohl nie gehoben werden? Es bleibt die Hoffnung, dass die reale Welt vor lauter Graben nicht einfach entwischt ist und dass wir vor unserer Reise zornig, neugierig, zynisch oder verzaubert genug waren (Postman, 1988, S. 16), um nach dem Richtigen zu suchen.

Gegenstand meiner Studie sind die Lebensbedingungen behinderter Menschen im Kontext der aktuellen politischen und gesellschaftlichen Diskussionen rund um die Themen Inklusion und Teilhabe. Besondere Beachtung finden hierbei institutionelle Behinderungen, die nach wie vor in die Lebenswirklichkeit behinderter Menschen teilweise autoritär hineinwirken.

Methodisch folgt die Studie einem durchaus eigenwilligen Ansatz, indem sehr unterschiedliche, sozialwissenschaftliche Diskursstränge aus einer Art autoethnografischen Perspektive heraus in der Praxis interpretiert werden. Die Diskursstränge speisen sich aus theoretischen und praktischen Ansätzen und Einsichten anderer unbehinderter und behinderter Forschender und Denkender, die ihre soziale Wirklichkeit interpretieren. Die autoethnografische Perspektive hingegen ergibt sich als Folge meiner kongenitalen, hochgradigen Sehbeeinträchtigung, die mich untrennbar mit dem Forschungsfeld verbindet und von unzähligen, biografisch prägenden, selbst erlebten Beobachtungen, Erfahrungen, Erkenntnissen sowie Sehnsüchten, Versuchungen, Erfolgen und Enttäuschungen geformt wurde.

Fraglich ist nun aber, wie geeignet ein solches methodisches Vorgehen zur

Untersuchung des Forschungsgegenstands überhaupt ist. Der Vorteil eines solchen autoethnografischen Verwobenseins besteht zweifelsohne in einem großen und detailreichen Alltagswissen, das in der Regel von einem existenziellen, sachlichen Engagement getragen wird (Saerberg, 2007). Auf der anderen Seite bewegt sich jedoch die autoethnografische Perspektive immer schon in einer vollkommen vorgedeuteten Lebenswelt, was den Blick auf das ganz andere Unerwartete möglicherweise verstellt.

Im wissenschaftlichen oder politischen Diskurs rund um das Thema Behinderung wird bemerkenswerterweise in aller Regel nachsichtig über diese plakative, methodische Unzulänglichkeit hinweggesehen. Dies zeigen Leitsprüche wie „Nichts über uns – ohne uns!“ (Gisela Hermes), welche untrennbar mit der emanzipatorischen Erhebung behinderter Menschen in der Forschung verbunden sind. Tatsächlich scheint Behinderung aber auch jenseits der Forschung, beispielsweise in Ansätzen wie dem Peer Counseling, durch die angeblich geteilte, physische und psychosoziale Situation sogar als besondere Schlüsselqualifikation stilisiert zu werden, die mit einer erhöhten Beratungskompetenz einhergeht. Sonntag (2008, S. 143) sieht in ihrer „eigenen Betroffenheit“ das Potenzial, in ihrer Öffentlichkeits-, Beratungs- und Rehabilitationsarbeit authentischer argumentieren und adäquater agieren zu können. Aguayo-Krauthausen (2014, S. 213) schreibt sich selbst eine spezifische Sicht auf Behinderung zu, die ihn als Sozialarbeiter gleich „doppelt qualifiziert“.

Bei näherer Betrachtung zeigt sich schnell, dass eine Behinderung genauso wenig wie unbehinderte Lebensbedingungen qualifizierende Merkmale sind, die eine Person in der alltagspraktischen, wissenschaftlichen oder politischen Auseinandersetzung mit dem Thema Behinderung im besonderen Maße befähigen. Menschen wie Jennifer Sonntag oder Raul Aguayo-Krauthausen dürften also nicht durch ihre Behinderung im besonderen Maße qualifiziert sein, sondern durch Mut, Engagement, Empathie und vor allem einem überdurchschnittlich hohen Maß an Begabung. Ohne diese Eigenschaften hätten sie sich sehr wahrscheinlich nicht durchgesetzt und wären an den bestehenden gesellschaftlichen Selektions- und Allokationsmechanismen, wie die meisten anderen behinderten Menschen, gescheitert.

Vor diesem Hintergrund lässt sich sicher großzügig über die methodische Unzulänglichkeit des autoethnografischen Pferdefußes hinwegsehen, da in Wissenschaft und Politik in der Regel nur die behinderten Menschen sprechen, denen es gelungen ist, die soziale Welt durch wiederholte Perspektivwechsel so lange umzudeuten, bis sie endlich auf akzeptable Weise hineingepasst haben.

Konkreter Ausgangspunkt für die Studie war eine kaum überschaubare Sammlung von mit Randnotizen, assoziativen Begriffen versehenen, kategorisierten Verhaltensspuren wie Zitaten, Interviewschnipseln, Zeitungsartikeln, Videoclips etc., die systematisiert und theorieunabhängig verknüpft wurden. Formalisierte Interpretationen der sozialen Wirklichkeit anderer Forschender

und Denkender wurden also größtenteils nicht als unmittelbare Evidenz, sondern als individuelle empirische Erkenntnis verwendet, die, genauso wie die Erkenntnisse aus der autoethnografischen Perspektive, meine Argumentation stützen sollen.

Die gewählte Darstellungsform lässt vermutlich am ehesten an Autoren wie Erving Goffman oder Neil Postman denken, die mir nach wie vor Inspiration und Anlass für Leidenschaft sind. Nach Postman (1988, S. 13f.) lassen sich sozialwissenschaftliche Arbeiten als Geschichten charakterisieren, die einer Reihe von menschlichen Ereignissen eine unverwechselbare Deutung geben und durch vielfältige Beispiele erhärtet werden. Die Geschichte bezöge dabei ihren Reiz aus der Kraft ihrer Sprache, aus der Tiefe ihrer Erklärungen, aus der Triftigkeit ihrer Beispiele und aus ihrer Glaubwürdigkeit. Davon fasziniert geleitet wurde die vorliegende Studie mit der klaren Intention geschrieben, dass sie gelesen und verstanden wird und sie hat bereits viel geleistet, wenn sie Lesende dahingehend inspiriert Gedanken zu denken, die sie noch nicht gedacht haben.

In Kap. 2 wird der Versuch unternommen, dem Wesen des Menschen im Umgang mit dem Anderssein nachzuspüren. Nach der Gegenüberstellung einer evolutionsbiologischen und einer kulturalistischen Perspektive werden soziale Rahmungen samt ihrer alltäglichen Rollenspiele auf der Ebene des Gemein- und Eigenwohls untersucht, die Menschen in ihrem Anderssein voreinander schützen. Daran schließt sich Kap. 3 an, welches dem Versuch der Entmythisierung einiger zentraler Begriffe wie Inklusion, Exklusion, Vielfalt, Chancengleichheit, Selbstbestimmung etc. des Inklusionsdiskurses gewidmet ist. Kap. 4 befasst sich detailliert mit einigen bestimmenden Aspekten der sozialen Konstruktion Behinderung und ihrer Wirkung auf die einzelne behinderte Person. In Kap. 5 wird vor einer historischen Kulisse versucht Mechanismen behindernder, institutioneller Interventionen aufzudecken, um ihnen einige Strategien zur Begrenzung von Behinderung entgegenzusetzen. Kap. 6 und Kap. 7 enthalten kritische Positionierungen im Sinne zeitgemäßer Bildung und Erwerbsarbeit für behinderte Menschen, die sich an einem modernen, von selbstbestimmter Autonomie geprägten Verständnis von Behinderung orientieren. Im letzten Kapitel wird schließlich in Form einer Art Ausblick auf weitere Arbeiten die sehr persönliche Frage nach dem behinderten Selbst in einer unbehinderten Gesellschaft gestellt.

Eine besondere Herausforderung stellt die begriffliche Systematik dar. Mehr als zwei Jahre relativ regelmäßige, gedankliche, verschriftlichte Arbeit am selben Gegenstand macht auf erschreckende und verblüffende Weise die Veränderungen der eigenen Überzeugungen und Interpretationsmuster der sozialen Wirklichkeit deutlich, was unter anderem anhand einer langsam reifenden, semantischen Unzufriedenheit bezüglich zentraler Begriffe spürbar wird.

Bei sonderpädagogischen Lehrkräften entstand das Bedürfnis den Begriff

„Sonderpädagogik“ zu entsorgen, ohne dabei Befriedigung bei Begriffen wie „Inklusionspädagogik“ zu finden. „Effektive sonderpädagogische Förderung“ entwickelte sich gegen alle Widerstände der Verfremdung hin zu „behinderungsspezifischer Unterstützung und Assistenz“ und wurde dann teilweise wieder zu „effektiver Unterstützung und Förderung“. Unter Förderung werden nun schließlich gezielte und geplante pädagogische und didaktische Maßnahmen zusammengefasst, die von einer professionellen Fachkraft verantwortet und mit einem konkreten und unmittelbaren Erziehungs- oder Bildungsziel verbunden sind. Unterstützung steht hingegen für alle zur Förderung komplementären Maßnahmen, die der Teilhabe behinderter Menschen zuträglich sind oder sein können. Hierzu gehören beispielsweise Leistungen zur Realisierung von Barrierefreiheit und Zugänglichkeit, Beratung, Assistenzleistungen aller Art oder auch Pflegedienstleistungen.

Als ausgesprochen schwierig erwies sich die Handhabung der unterschiedlichen Begriffe und Konzepte zur Definition und Beschreibung des Menschen als soziales Wesen in der Verbindung der unterschiedlichen Diskurse. Der pragmatische begriffliche Lösungsversuch besteht schließlich darin, dass der Mensch als soziales Wesen durch eine dynamische Identität bestimmt wird, die aus einem introspektiven Anteil – dem „Selbst“ – und seiner interaktiven Wirkung – dem „Sosein“ – besteht. Das „Selbst“ wird dabei als eine der Person eigene Vorstellung von sich und dem eigenen In-der-Welt-Sein verstanden (Glofke-Schulz, 2007, S. 86) und umfasst beispielsweise die Selbstzuschreibungen hinsichtlich Kompetenzen, Bewertungen der eigenen Person, Überzeugungen und Gefühle (Kap. 8.1). Das „Sosein“ hingegen steht stellvertretend für die Gesamtheit der sozialen Rollen, die eine Person im sozialen Verkehr inkorporiert und spielt (Kap. 2.3).

Aus „Menschen mit Behinderung“ wurden irgendwann „behinderte Menschen“ und aus „Menschen ohne Behinderung“ „unbehinderte Menschen“. Gänzlich unbefriedigend bleibt hingegen die Verwendung der Begriffe „Behinderung“ und „Beeinträchtigung“, insbesondere mit Blick auf „Geistige Behinderung“ und „kognitive Beeinträchtigung“ sowie auf „Sehbehinderung“ und „Sehbeeinträchtigung“.

In dieser unbefriedigenden Situation bleibt nur der entlastende Verweis auf Alegre (2019, S. 9), der zurecht anmerkt, dass das Ziel der Verwendung einer „inkluisiven“ Sprache nicht darin besteht, die Ungerechtigkeit der sozialen Wirklichkeit durch Neutralisierung zum Verschwinden zu bringen. Das Ziel besteht darin, die Ungerechtigkeit, die sich in der Lebenswirklichkeit mancher Menschen breitmacht, sichtbar werden zu lassen. Vor diesem Hintergrund sollte also der semantische Zweifel an den zentralen Begriffen nicht als systematische Unschärfe verstanden werden, sondern als Ausdruck für die Schwierigkeit das Ungerechte in der sozialen Welt auf eine Art und Weise einzufangen, die allen gerecht wird.

2 Das Wesen der Menschen und das Anderssein

Die Bemühungen und Erfolge der Bürger- und Behindertenrechtsbewegung kulminieren aktuell in den Verabschiedungen der Behindertenrechtskonvention und des Bundesteilhabegesetzes. Ein grundlegendes Umdenken im Umgang mit Behinderungen scheint längst begonnen zu haben. Menschen mit Behinderung dürfen endlich schulisch, beruflich und sozial teilhaben. Die rechtlichen Rahmenbedingungen wurden festgeklopft und nun gilt es auf der Grundlage dieses rechtlichen Fundaments die leider noch vorhandenen praktischen Barrieren im Alltag und in den Köpfen zu erkennen und einzureißen. Endlich geht es um Menschenrechte und Gleichberechtigung, um Würde und das gesellschaftliche Selbstverständnis. Den Widerspenstigen wird öffentlich lautstark und medial wirksam klar gemacht, dass sie als ewig Gestrige auf der falschen Seite der Geschichte stehen.

Es gibt sie natürlich noch, jene, die nie lernen wollten und wollen, die ausgrenzen, die „Ich hab nichts gegen, aber...“-Sagenden, die Meinungslosen; jene, die sich immer gleich belästigt fühlen und die von Ignoranz Erfüllten, deren Denkradius am eigenen Interessenshorizont endet. Es gibt auch noch andere, die sich vor behinderten Menschen ekeln, die sich auffällig abwenden, weil sie nicht starren wollen, und jene, die starren; jene, die behinderte Menschen einfach übersehen oder sich geschickt genug abwenden, dass die behinderte Person glaubt, dass sie übersehen wurde. Dann gibt es noch die Unreflektierten, die behinderten Menschen erklären, dass die pränatale Diagnostik ein Segen ist, dass sie selbst zum Glück nur „gesunde“ Kinder haben und dass es irgendwie doch besser sei beim schweren Unfall gleich zu sterben, als dann ein Leben lang behindert zu sein.

Endlich ist es aber soweit und das Umdenken im Umgang mit Behinderungen hat begonnen. Mitmenschen übernehmen Verantwortung und bekennen Farbe. Menschen zeigen Zivilcourage und beschweren sich über sichtbare Ausgrenzung und Diskriminierung im Kindergarten, in der Schule, bei Einstellungsverfahren, im Freizeitpark, in der Straßenbahn – hoffentlich bald überall. Andere schauen dabei zu und lernen. Es braucht ausreichend sichtbares Miteinander, um die Ausgrenzung zu entlarven.

Bei dieser euphorischen Darstellung und Rhetorik mag mancher Mensch mit Behinderung vom aufregenden Gefühl erfasst werden, in einer ganz besonderen Zeit voller Umbrüche und unerwarteter Aufmerksamkeit zu leben. Andere wiederum mögen diesen Text für einen guten oder schlechten überzeichne-

ten Deutungsversuch der gesellschaftlichen Wirklichkeit halten. Das Ironische dürfte hier jedoch weniger der Inhalt sein, da Aussagen dieser Art allgegenwärtig scheinen und somit einfach nur der Zeitgeist eingefangen wird. Komisch wirkt vielmehr der Absolutheitsanspruch, der spürbar wird. Nach 5.000 bis 6.000 Jahren Hochkultur sind genau wir in die Zeit hineingeboren, in der nun alles anders und besser werden wird?

Vielleicht gehört es zum menschlichen Wesen, dass die eigene Lebenszeit als etwas ganz Besonderes erlebt wird? Vielleicht gibt der Mensch seinem Sein dadurch Sinn, dass er sich als Teil bewegender Umbrüche fühlt? Vielleicht dehnt der Mensch seine gefühlte Lebensspanne, indem er sich möglichst viele Vorher-Nachher Geschichten erzählt, auch wenn sich objektiv wenig verändert hat? Fühlt es sich nicht großartig an, die Geburt des World Wide Webs und der mobilen Telefonie miterlebt zu haben? Sicher empfanden aber Menschen vergangener Zeiten die erste Brille, die erste Glühlampe, die sich auf Knopfdruck erhellte, den ersten transatlantischen Flug oder die Landung auf dem Mond nicht weniger aufregend.

Auch bei rein kulturbedingten Ereignissen, zu denen auch der grundlegende Umbau des Bildungssystems gehören würde, scheint es den Menschen immer wieder zu gelingen, den Moment als Zeitenwende zu empfinden. So maßen sicher auch heute einige Menschen der weiblichen Ausnahme im Kanzleramt historische Bedeutung bei, wie dies sicher auch im alten Ägypten bei Hatschepsut oder im russischen Zarenreich bei Katharina II. (https://de.wikipedia.org/wiki/Liste_von_Herrscherinnen_und_Regentinnen (12.08.20)) geschah. Spannend wäre zu beobachten, wie sich die medialen Reaktionen auf den zweiten schwarzen amerikanischen Präsidenten nach dem in den Köpfen noch präsenten Barak Obama und dem dritten schwerbehinderten Präsidenten nach Franklin D. Roosevelt (www.inklusion-als-menschenrecht.de/nationalsozialismus/biografien/franklin-delano-roosevelt/ (28.06.20)) und John F. Kennedy (www.zeit.de/wissen/geschichte/2013-11/john-f-kennedy-krankheit-frauen-karriere (28.06.20)), sofern es keine weiteren gab, unterscheiden würden.

2.1 Anthropologische Grundlagen

Grundlegende und überdauernde Veränderungen des Menschen, die nicht nur dem Zeitgeist oder dem aktuellen kulturellen Verständnis geschuldet sind, gehören zum Gegenstand der anthropologischen Forschung, die sich mit dem Wesen des Menschen und seiner Entwicklung befasst (<https://de.wikipedia.org/wiki/Anthropologie> (12.08.20)). Da der aktuelle Inklusionsjargon mit Begriffen wie „Paradigmenwechsel“, „Neuanfang“ oder „grundlegendes Umdenken“ vielerorts suggeriert, dass es gerade um sehr viel mehr geht als um die Neudefinition des Verständnisses von politischer Korrektheit im Umgang mit

dem Anderssein, sollten zunächst die anthropologischen Voraussetzungen konkretisiert werden, die solche Veränderungen begünstigen oder hemmen.

Bezüglich der anthropologischen Voraussetzungen ist die Frage relevant, welche Anteile des menschlichen Erlebens und Verhaltens essenziell zum Wesen des Menschen selbst gehören und welche nachträglich erworben sind. Im Rahmen dieses Abschnitts sollen die Facetten des menschlichen Erlebens und Verhaltens als wesensmäßig begriffen werden, die interkulturell und relativ langfristig wirksam sind. Facetten des Erlebens und Verhaltens, die sich hingegen erst im Rahmen des konkreten Zusammenlebens stabilisieren, sollen als sozial konstruiert gelten.

Mit Blick auf die aktuellen Diskussionen rund um Inklusion und Teilhabe spielt es eine eminente Rolle, ob der Umgang mit Behinderungen primär durch wesensmäßige Faktoren bestimmt oder sozial konstruiert wird. Wenn der Umgang mit Behinderungen das Ergebnis rein wesensmäßiger Faktoren wäre, scheinen paradiesmetaphorische Vorstellungen von Inklusion (karikative Formulierung von Jantzen, 2015) wie die vollständig inklusive Gesellschaft oder die dekategorisierte Gesellschaft der Vielfalt kaum mehr realisierbar. Sie müssten letztlich gegen das wesensmäßige Erleben und Verhalten der Menschen durchgesetzt und dann in diesem Zustand der Unvereinbarkeit aufrechterhalten werden. Wäre hingegen der Umgang mit Behinderungen das Ergebnis reiner sozialer Konstruktion, gäbe es auch kurzfristig weitreichenden Spielraum für Veränderungen, was allerdings beim Blick auf die sozialen Konstruktionen im Umgang mit Behinderungen der vergangenen Jahrtausende ein reichlich dunkles Licht auf die Menschheit werfen würde.

Um der Frage nach den wesensmäßigen und sozial konstruierten Anteilen im Erleben und Verhalten des Menschen im Umgang mit Behinderungen nachzuspüren, sollen im Folgenden entsprechende Befunde aus unterschiedlichen Zeiten und Kontexten zusammengetragen werden. Da der Begriff Behinderung historisch und interkulturell sicher nicht einheitlich bestimmt werden kann, ist für die folgenden Betrachtungen das den Lesenden eigene intuitive Verständnis von Behinderung besser geeignet als eine formale Definition, die aus diesem Grund erst in Kap. 4 folgen wird.

Generell scheint es sinnvoll zu sein, zwischen dem Erleben und dem Verhalten im Umgang mit Behinderung zu unterscheiden. Dies lässt sich auch mit der von Cloerkes (2007, S. 132) vorgeschlagenen Unterscheidung zwischen den Bewertungen und Reaktionen im Umgang mit Behinderungen in Einklang bringen. Bewertungen können als Teil des Erlebens verstanden werden, die erst durch Reaktionen als Teil des Verhaltens für andere sichtbar werden. Dabei wird im Kontext dieser Arbeit davon ausgegangen, dass eine Person beispielsweise aufgrund einer akzeptierten sozialen Konvention trotz wahrgenommener Dissonanz ohne große Anstrengung entgegen ihrem Erleben handeln kann. Die Akzeptanz der sozialen Konventionen, die das Verhalten bestimmt, ist dabei